

Über das Trauern um Vermißte

Eine Befragung von Ehefrauen, Kindern und Geschwistern*

J.-E. Meyer**

Psychiatrische Klinik der Universität, v. Siebold-Str. 5, D-3400 Göttingen,
Bundesrepublik Deutschland

The Grief for Missing Persons

An Interview of Wives, Children and Siblings

Summary. Spouses, children, and siblings of missing persons (World War II) were, in cooperation with the German Red Cross, interviewed about their grief work. In spite of methodologic shortcomings and the small number of persons interviewed, the following conclusions can be drawn:

1. In spouses the process of grief starts within the frame of the “forewarning of loss”, caused by the constant peril of war. After being told that their husband was missing, a grief reaction followed which, although unlimited in time, can be characterized as anticipatory grief.
2. The relationship to the children and the assumption of both father and mother roles show that grief work had been done in spite of persistent uncertainty.
3. The children are much less capable of accepting the nonexistence of their father. Their reactions are similar to adoptees in adolescence searching for their biological parents.
4. For the parents of missing persons all perspectives of life seem to be overshadowed by their grief, which, as a pathological grief reaction, remains incomplete.

Key words: Abnormal grief reaction – Anticipatory grief – Missing persons – Grief work – Adoptees in adolescence – Forewarning of loss.

Zusammenfassung. Zum Problem der Trauerarbeit um Vermißte (2. Weltkrieg) wurden Ehefrauen, Kinder und Geschwister befragt, welche uns durch das DRK benannt worden waren. Trotz methodischer Mängel und der kleinen Zahl der Untersuchten scheinen folgende Aussagen möglich:

1. Bei den Ehefrauen vollzieht sich Trauern zunächst im Rahmen des — durch die Gefahren des Krieges gegebenen — “forewarning of loss”. Nach der Mit-

* Ich danke dem Suchdienst München des Deutschen Roten Kreuzes und insbesondere Herrn Direktor Wittek, die die Durchführung dieser Arbeit ermöglicht und mir dabei in vielfacher Weise geholfen haben

** Herrn Professor Chr. Müller, Lausanne, zum 60. Geburtstag gewidmet

teilung, ihr Mann sei vermißt, folgt eine Trauerarbeit, die als — zeitlich unbegrenzte — anticipatorische Trauer charakterisiert werden kann.

2. Daß trotz der bleibenden Ungewißheit Trauerarbeit geleistet wird, läßt sich u. a. an der Beziehung zu den Kindern, an der erlebten Übernahme der Rolle von Vater und Mutter zugleich ablesen.
3. Die Kinder sind weit weniger in der Lage, das Fehlen des Vaters zu akzeptieren. Ihr Verhalten erinnert an das Suchen heranwachsender Adoptivkinder nach ihren biologischen Eltern.
4. Für die Eltern der Vermißten scheint eine alle Lebensbereiche überschattende Sorge charakteristisch, ein unabgeschlossenes Trauern im Sinne einer abnormen Trauerreaktion.

Schlüsselwörter: Abnorme Trauerreaktion – Anticipatorische Trauer – Vermißte – Trauerarbeit – Heranwachsende Adoptivkinder – “Forewarning of loss”.

Einleitung

In einer vorausgehenden Arbeit (1977) über abnorme Trauerreaktionen auf den Tod eines Kindes hatte sich als entscheidendes Merkmal die Verleugnung der Realität, das nicht Akzeptieren des Todes erwiesen. Dabei war auffällig, daß die Betroffenen beim Sterben ihres Kindes nicht anwesend waren und den Toten nicht mehr gesehen hatten. Wir deuteten dies als einen — das Annehmen der Realität — erschwerenden Faktor.

Davon ausgehend haben wir uns nun die Frage gestellt, wie sich das Trauern und die weitere Lebensentwicklung bei Menschen vollzieht, die einen Nahestehenden verloren haben, ohne daß sie jemals Gewißheit über seinen Tod erlangt haben. Es handelt sich also um jene, am Ende des 2. Weltkrieges sehr große Gruppe der Verschollenen oder Vermißten, bei der ihre Angehörigen kein Lebenszeichen mehr erhielten oder/und ihnen von einer Dienststelle mitgeteilt wurde, sie seien, etwa von einem militärischen Einsatz, zu ihrer Truppe nicht mehr zurückgekehrt. Auch eine große Zahl von Zivilpersonen ist, in erster Linie während der Flucht aus den Ostgebieten, verschollen.

Genaue Zahlenangaben über die deutschen Vermißten des 2. Weltkrieges sind schwierig, da einerseits Definitionsunterschiede beim Begriff des Vermißten von Anfang an gegeben waren, andererseits die Aussagen je nach der Quellengrundlage (deutsch oder ausländisch) schwanken. Überdies ist die Fehlerquote durch die Befragung von heimgekehrten Gefangenen nicht wesentlich geringer geworden. Die Zahl wird vom DRK z. Z. auf 1,2 Millionen Soldaten und auf 200 000 Zivilpersonen geschätzt (mit einigen Unterschieden s. auch Peuschel, unveröffentl. Manuskript).

Methodik

Aus der Suchkartei des Deutschen Roten Kreuzes erhielten wir Adressen von im Raum Göttingen–Northeim wohnenden Personen, die eine Vermißtenanzeige aufgegeben hatten. Sie wurden vom DRK angeschrieben, ob sie zu einem Gespräch mit uns bereit seien. Im Falle der

Ablehnung wurde diese uns im Wortlaut mitgeteilt. Drei der Befragten gehören nicht zu diesem Personenkreis, sondern sind uns zufällig bekannt geworden. Die persönliche Befragung fand je nach Wunsch in deren Wohnung oder in der Klinik statt. Das Gespräch dauerte durchschnittlich 90 min und erfolgte unsystematisch, wobei am Ende noch spezielle, im Gespräch spontan nicht berührte Gesichtspunkte erfragt wurden. Der Anteil der Verweigerer lag bei über 50%. Dies ist wohl hauptsächlich auf 2 Faktoren zurückzuführen: einmal auf das hohe Alter der Ehefrauen der Vermißten (die Untersuchung wurde zwischen 1978 und 1980 durchgeführt); zum anderen hat der Suchdienst ab 1966 den Angehörigen „Gutachten“ zugestellt, in denen detailliert die Kriegssituation zu dem Zeitpunkt und für die Region beschrieben wird, in der sich der Vermißte damals befunden haben dürfte. Das Gutachten endet mit der Feststellung, daß der Gesuchte mit hoher Wahrscheinlichkeit im Raum ... in den Tagen ... verstorben ist. Alle Personen, die uns vom DRK genannt wurden, hatten ein solches Gutachten erhalten, das als eine Art Toterkündigung erlebt wurde, wie uns die Befragten — unter Vorweis des Gutachtens — bestätigten. Aus technischen Gründen konnte uns das DRK keine Personen nennen, die ein solches Gutachten bisher nicht erhalten haben. Als eine weitere Anfrage des DRK an 8 Personen überhaupt unbeantwortet blieb, haben wir noch einmal in einem mehr persönlich gehaltenen Schreiben den Sinn des Gesprächs erläutert und um ihre Mitarbeit gebeten. Auch diese Briefe wurden nicht beantwortet. Insgesamt haben wir 24 Personen über 21 Vermißte befragen können, wobei es sich um 6 Ehefrauen, 7 Kinder und 11 Geschwister handelte. Eltern konnten nicht mehr befragt werden, auch keine kinderlosen Ehefrauen.

Zwei Beispiele aus Briefen, in denen die Befragten ein persönliches Gespräch ablehnten: „..., daß ich aus gesundheitlichen Gründen auf ein Gespräch dieser Art verzichten muß. Ich müßte meine Gedanken wieder in die schwere Zeit zurückversetzen, was sich ohne Aufregung nicht vermeiden läßt. Ich bitte um ihr Verständnis“ (B.F.). „In Anbetracht des hohen Alters meiner Großmutter (86) möchte ich Sie bitten, die mühsamen, schmerzvollen, jetzt verwischten Erinnerungen nicht durch ein Gespräch wieder auflieben zu lassen“ (G.E.).

Ergebnisse

1. Die Ehefrauen der Vermißten

Hier sind zunächst folgende äußere Bedingungen zu nennen: Die Nachricht, daß der Mann vermißt sei, erreichte die von uns Untersuchten meist gegen Kriegsende, z.T. auf der Flucht, so daß die Bedrängnisse des täglichen Lebens ein Trauern in der Stille, vergleichbar den normalen Bedingungen, nicht zuließen. Aber auch die folgenden Monate und Jahre waren von materieller Not gekennzeichnet, weil Angehörige von Vermißten im Gegensatz zu Gefallenen erst viel später eine Kriegsrente gewährt wurde.

Die Ehefrauen und Kinder der Vermißten haben übereinstimmend hervorgehoben, daß die Sorge für und die Bindung an die Kinder über lange Zeit (oft bis zur Gegenwart) die entscheidende Lebensaufgabe darstellte: „Die Arbeit für den Sohn verscheuchte meine Bitterkeit“ (K. O.). Mit einer Ausnahme, wo es sich bei dem Vermißten um den Verlobten zwischen 2 geschiedenen Ehen handelte, haben die Frauen nicht mehr geheiratet. Es muß offen bleiben, ob dafür primär die Sorge um die immer noch mögliche Rückkehr des Mannes oder die enge, nicht selten symbiotisch anmutende Bindung an die Kinder oder beides zugleich maßgeblich war. Von einer Frau erfuhren wir, es sei damals erzählt worden, daß Heimkehrer tot zusammengebrochen wären, wenn sie bei der ersten Begegnung erfuhren, daß ihre Frau mit einem anderen Mann zusammenlebe.

Der nächste Gesichtspunkt betrifft die Abhängigkeit der seelischen Verfassung von Nachrichten der verschiedensten Art, welche zum erneuten Aufslackern der

Hoffnung und — nachfolgend — zu verstärkter Resignation führten. Am häufigsten wurde dabei die stark anwachsende Zahl entlassener Kriegsgefangener nach Adenauer's Moskaureise genannt; aber auch Berichte von Soldaten der gleichen Truppe, die meinten, den Vermißten gesehen oder von ihm gehört zu haben, führte zu solchen Reaktionen. Dieses Oszillieren zwischen Hoffnung und Enttäuschung dürfte bis Ende der 50iger Jahre die Regel gewesen sein, wobei mit zunehmender zeitlicher Distanz das Aufflackern der Hoffnung geringer und kurzlebiger wurde. Hinzu kam andererseits die weit verbreitete Meinung, es gäbe in Rußland „Schweigelager“, aus denen auch über Jahrzehnte keine Nachricht kommen könnte [4].

Die folgenden Beispiele sollen kasuistisch belegen, wie die gleichen Erfahrungen retrospektiv zu — jedenfalls rational — unterschiedlichen Formen der Verarbeitung führten:

Fall 1. Frau G., seit 1937 verheiratet, erhielt März 1945 im Alter von 31 Jahren die Nachricht, daß ihr Mann vermißt sei. „Es blieb uns wenig Zeit, um zu trauern. Wir, meine 6jährige Tochter und ich, hatten mehr Angst um's Überleben als alles andere“. Bis zu ihrer Konfirmation sagte die Tochter: „Der Vater kommt bestimmt wieder, ich bete jeden Abend darum.“ Und später: „Ich habe nie empfunden, daß ich keinen Vater hatte.“ Frau G. betont in auffallender Weise, daß alles seinen Sinn gehabt hätte, daß sie durch die Abwesenheit des Mannes mehr für ihre alten Eltern habe sorgen können und daß sie sich jetzt um den (behinderten) Enkel mehr Gedanken mache als um ihren Mann — „auf jeden Fall“. Um 1950 an einem Hl. Abend in der Kirche sah Frau G. einen Heimkehrer, der elend und auf schwankenden Füßen einen Platz suchend, an ihr vorbeiging. Sie glaubte zuerst, da gehe ihr Mann und erschrak... Sie hat nicht mehr geheiratet, sie spricht nicht von ihm. Ein Bild hängt nicht mehr in der Wohnung. Es gibt auch sonst, etwa auf dem Friedhof, keine Erinnerung an ihn. Sie empfindet sein Fehlen als „Leere“. „Meine Sorge ist jetzt meine Familie.“ — Im Gespräch, für das sie sich am Ende mehrfach bedankt, ist auffallend oft von anderem die Rede.

Fall 2. Frau K., 65 Jahre alt, seit 1937 verheiratet. 1944 blieben die Briefe des Ehemannes aus, 1945 schrieb ein Kamerad, sie solle nicht mehr hoffen. In Friedland (Auffanglager für die Heimkehrer Niedersachsens) hängte sie das letzte Bild von ihm auf und fuhr bis in die 60iger Jahre regelmäßig dorthin. „Der Mann meiner Schwester ist gefallen, die wußte und weinte. Ich habe jahrelang immer gehofft. Dieses Hoffen ist furchtbar. Ich habe nur für den Sohn gearbeitet, da habe ich an das andere gar nicht so viel gedacht. Jetzt kann ich nicht mehr daran denken, wie schlecht es mir ergangen ist. Ich habe Jahre des Lebens verloren“. 1949 hätte sie wieder heiraten können — „ich wollte es ihm nicht antun“. Jetzt ist sie mit einem Lebensgefährten zusammengezogen, unter vielen Bedenken auf Drängen des Sohnes, dessen Heirat ihr schwer fiel. Der Sohn hat sich ihrem neuen Partner „wie einem Vater“ zugewandt. Vor 2 Jahren war sie in Ostpreußen, wo sie und ihr Mann herstammen. Das Dorf ihres Mannes hat sie nicht aufgesucht. Erst hat sie viel von ihrem Mann geträumt, wie er lebte, wie sie zusammen ausgingen; später hat sie geträumt, er sei gestorben, jetzt träumt sie nicht mehr von ihm.

Fall 3. Frau Pf. hat 1938 geheiratet, seit 1943 ist der Ehemann vermißt. Sie hat lange mit seiner Rückkehr gerechnet; am schwersten war, als er bei den vielen Heimkehrern der 50iger Jahre nicht dabei war. Das Gutachten des DRK bedeutete „nichts mehr“ für sie, sie hatte sich schon abgefunden. Zehn Jahre nach 1943 kam es zu Freundschaften, zur Heirat konnte sie sich nicht entschließen. „Es war eine besonders schöne und schwere Aufgabe, Vater und Mutter zu sein. Daß es mit den beiden Söhnen (keine Tochter) so gut ging, kam wohl hauptsächlich daher, daß ich alles mit ihnen zusammen erlebt habe. Die Kinder fragten kaum nach ihm. Die Kinderlähmung des ältesten Sohnes war für mich schwerer als das Schicksal meines Mannes“. Der Name des Mannes ist in der Friedhofskapelle eingetragen, sie geht dort einige Male im Jahre hin. In der Rückschau: „Es war ganz gut, daß es so allmählich ging. Wenn man so jung schon Witwe wird, das muß fürchterlich sein, man gehört nicht mehr dazu. Es war mir lieber so, ich habe die Hoffnung gehabt“.

Die Kinder der Vermißten

Auf das Wichtigste, die enge Beziehung zur Mutter, wurde schon hingewiesen. Das Bild, das sich vom Erleben des vermißten Vaters ergibt, ist einheitlicher und scheint weniger vom ungewissen Schicksal als vom Fehlen des Vaters und von der Erwartung seiner Heimkehr geprägt. Das Bild des Vaters trägt deutliche Züge der Glorifizierung, was bei den Ehefrauen auffallenderweise nahezu ganz fehlt.

Beispiele. Herr A., der als Erwachsener in Frankreich nach seinem Vater suchte, wo dieser 1945 als Flieger abgestürzt war, denkt (mit 45 J.) manchmal, der Vater lebe noch, aber könne sich nicht bemerkbar machen. „Er kann nicht mehr leben, er hätte sich gemeldet — oder daß er so verletzt war, Gedächtnisschwund hatte?“ A. hat auch jetzt noch immer den gleichen Traum: Der Vater fliegt Schleifen über ihrem Haus, wie er es zu tun pflegte, wenn er im Krieg auf Urlaub kam.

Herr R. malte sich als älteres Kind immer wieder die Rückkehr des Vaters aus, legte als 10jähriger Zuckerstücke ins Fenster: „Die Möglichkeit, daß mein Vater tot war, war die geringste“ — obwohl die Mutter ihn ganz früh darüber aufgeklärt hatte, daß mit seiner Rückkehr nicht mehr zu rechnen sei.

Frau M., jetzt 57 Jahre alt, steht noch heute manchmal am Fenster und denkt, wenn jetzt der Vater käme. „Ich stelle mir vor, wie ich ihm entgegenlaufen würde.“ „Ich rede mir selber vor, es kann nicht sein, aber glauben tue ich es nicht. Verstandesmäßig will ich es nicht mehr glauben, aber gefühlsmäßig klammert man sich daran, daß doch noch ein Zeichen kommt, die Nachricht. Irgendetwas erwartet man noch.“ (Hier bestand seit Kindheit eine außerordentlich enge Binding an den Vater, er war in der kinderreichen Familie „die Henne“, der „ruhende Pol“.)

Die Eltern der Vermißten

Aus Altersgründen sind wir hier nur auf Schilderungen aus zweiter Hand angewiesen. Die Schwierigkeit, sich mit dem Verlust des Vermißten abzufinden, war hier wohl am stärksten ausgeprägt: So schildert die Schwester eines Vermißten (Wie.), wie der Vater „untröstlich bei kaltem Wetter allein nach Friedland fuhr, wie er den Sohn in jedem Gesicht suchte: „Man muß genau hinsehen, er könnte ja so elend aussehen, daß man ihn nicht gleich erkennt.“ Es wurde ständig von ihm gesprochen, man schrieb an Kameraden des Sohnes, lud sie zu sich. Wenn ein Elternteil starb, wurde auf Wunsch beider auf den Stein dazu gesetzt: „Zum Gedenken an unseren lieben Sohn“. Brief einer Mutter: „Ob es wirklich wahr ist, daß er noch lebt? Von überall höre ich etwas, aber wenn ich nachfrage, dann hat es jeder nur vom Anderen gehört, und keiner weiß es genauer“ (Mo.). Auf einem friesischen Bauernhof hängt noch heute in der Stube das Bild des vermißten ältesten Sohnes mit der Unterschrift: „Johann, wo bist Du?“

Die Geschwister der Vermißten

Hier zeigt die jetzige Schilderung nur ausnahmsweise noch unmittelbares Betroffensein. Häufig stand am Anfang des Gesprächs ein Hinweis, nicht selten ein nationalistisch getönter, auf die große Zahl der Toten und Vermißten und auf das „was die Überlebenden durchgemacht haben nach dem Krieg“. Zuweilen bestehen Geschwisterrivalitäten noch fort — verstärkt, unterhalten oder auch erst hervorgerufen durch die ständige Sorge der Eltern um den Vermißten.

Beispiele. Bu.: Sein vermißter älterer Bruder war krank und daher kriegsuntauglich. „Obwohl ich der Kräftigste war, war es von vorneherein klar, daß er den Hof erben würde.“ Ref. fuhr alle 6–8 Wochen im Anfang der 50er Jahre zum Lager Friedland „den Eltern zuliebe, aber natürlich auch aus eigenem Interesse“. Ref. berichtete auch, daß er die Todeserklärung veranlaßt habe und setzt hinzu: „Natürlich nicht mit der Begründung: Er ist weg und soll weg bleiben“. Auf die Frage nach der Kindheit: „Ja, es war eine schöne Kindheit, mit einem kleinen Nein. Das Geld war zu knapp, durch unsere Arbeit schon als Kinder hat der Vater den Hof noch vergrößern können. Es war mein Vaterhaus, aber nicht mein Eigentum.“

Mo.: 2 Jahre älterer Halbbruder schildert den Vermißten als erfolgreichen Flugzeugführer, Liebling der Mutter, alle fanden ihn sehr sympathisch, viele Freundinnen. Als Ref. März 44 heiraten wollte, schickte der Bruder seine neue Uniform, aber auch Wein und anderes für das Fest voraus. Kurz davor kam die Nachricht, er sei vermißt. Aus äußeren Gründen konnte die Hochzeit nicht verschoben werden. Ref. erzählt dann ausführlich von den Suchbemühungen der Mutter, obwohl sich der Vermißte zu Lebzeiten wenig um sie gekümmert habe.

Besprechung der Ergebnisse

Dieser Versuch, retrospektiv den Prozeß des Trauerns um einen Vermißten zu analysieren, ist mit vielen methodischen Mängeln behaftet: diese Untersuchung kommt zeitlich zu spät. Eltern von Vermißten konnten nicht mehr gesprochen werden; die uns durch das DRK zugänglich gemachten Personen sind nicht unausgewählt (nur solche, die ein Gutachten erhalten hatten). Wir vermuten, daß die hohe Zahl der Verweigerungen auf die abschließenden Gutachten zurückzuführen ist. Sicher wurde ein Gespräch aber auch von Personen abgelehnt, die relativ bald eine neue Bindung eingingen und trotzdem (aus Schuldgefühlen und/oder aus Unkenntnis über eine solche Möglichkeit) ihre Suchanzeige nicht zurückgenommen hatten. Wenn wir trotzdem einige Ergebnisse unserer Befragung hier vorlegen, so deshalb, weil u. W. eine solche Untersuchung bisher nicht unternommen wurde und aus den genannten Gründen in Zukunft noch schwieriger durchführbar wäre. Trotz der kleinen Zahl scheint in der Befragung von Ehefrauen, Kindern und Geschwistern ein sich gegenseitig ergänzendes Bild abzuzeichnen.

Die Ergebnisse lassen 3 Phasen erkennen, die sie von anderen Trauerreaktionen unterscheiden. Zur *ersten* Phase: Die von uns befragten Personen erreichte die Nachricht in der Extremsituation am Ende des 2. Weltkrieges, und damit entfielen alle jene Schutzmechanismen, die dem Trauernden sonst zur Bewältigung des ersten Schocks zur Verfügung stehen: das Herausgelöstsein aus dem Arbeitsalltag, die ungestörte Hingabe an die Gedanken der Trauer und des Abschiedes, die Vorbereitung der Trauerfeier zu seinem Gedächtnis, das Mitgefühl und die Anteilnahme von Verwandten und Freunden. Statt dessen war zu dieser Zeit die Angst um das Überleben der Familie vorherrschend; alle Anstrengungen waren nötig, sich und die Seinen vor Hunger und Obdachlosigkeit zu bewahren, am neuen Wohnort eine Arbeitsstelle zu finden und damit Geld für den Lebensunterhalt. Diese äußeren Belastungen und Gefahren machten es den Betroffenen unmöglich, sich zu vergegenwärtigen, daß die Überlebenschancen ihres Angehörigen plötzlich minimal geworden waren: vermißt, unauffindbar, vielleicht schon tot. Diese Notzeit nahm in der Regel nur langsam ein Ende; zugleich verstärkte sich die Einsicht, daß unter zunehmend geordneteren Ver-

kehr- und Postverhältnissen, Einrichtungen von Such- und Meldestellen die Hoffnung auf die Rückkehr des Vermißten immer mehr schwand.

In dieser Zeit beginnt die *zweite Phase*: aus der — durch die ungeteilte Verantwortung — belastenden Sorge für die Kinder wird zunehmend eine sinnvolle und befriedigende Verpflichtung, ja entscheidende Lebensaufgabe. In manchen Äußerungen von heute klingt dabei nicht nur ein gewisser Stolz an („Du kannst froh sein, du hast alles geschafft, was du wolltest“ (Ko.)), sondern manchmal auch die Frage, ob eine so positive Beziehung zu den Kindern, mit dem Ehemann zusammen in gleicher Weise möglich gewesen wäre („Vielleicht ist mir erspart geblieben, mit meinem Mann Differenzen wegen der Kinder zu bekommen“ (Ab.)), s. auch Fall 3. — Zu der lang hingezogenen Ungewißheit zwischen Resignation und Hoffnung gehört schließlich auch die Furcht vor seiner Rückkehr: „Wenn er wirklich wiederkäme, was soll dann werden?“ (Ab.). Die Art, wie in Fall 1 das Erscheinen des Heimkehrers in der Christmette geschildert wird, läßt diese Wandlung, die zunehmend ambivalente Einstellung deutlich erkennen. Daß die Sorge um das Wohl der Kinder im Laufe der Jahre gegenüber der Sorge um das ungewisse Schicksal des Mannes dominierte, wurde jetzt fast durchwegs offen ausgesprochen.

Damit befinden wir uns in der *dritten* und letzten Phase, in der ein neues seelisches Gleichgewicht wenigstens im bewußten Erleben erreicht wird. Obwohl die Gedanken an den Vermißten fortbestehen, haben sie an Aktualität verloren, aber auch die unruhigende Ambivalenz zwischen Hoffnung auf seine — vielleicht doch noch mögliche — Rückkehr und der Sorge, sich ihm nicht wieder wie früher zuwenden zu können, tritt zurück. Es überwiegt das Bemühen, die Ungewißheit als unvermeidliche Gegebenheit zu akzeptieren. Damit werden die jetzt anstehenden Lebensprobleme auch „natürlicher“. Die Heirat der Kinder wird als besondere Belastung empfunden, man ist intensiv mit dem Ergehen der Enkelkinder beschäftigt, man macht sich Gedanken, wie man den Tag sinnvoll ausfüllt („Ich bin an sich kontaktfreudig und fühle mich jetzt oft einsam; ich suche Menschen zu trösten, die Schweres durchgemacht haben, indem ich ihnen von mir erzähle, wie man mit Schwerem fertig wird“ (Ma.)).

Die jetzige Befragung zeigte, daß es nun zu einer mehr oder minder „endgültigen“ Einstellung, soweit sie durch das Verschollensein des Ehemannes bestimmt wurde, gekommen ist. Diese Einstellung reicht von der Bitterkeit „leerer Jahre“ bis zum Bejahen des langen Hoffens in Ungewißheit. Man darf annehmen, daß diese Unterschiede auch mit der — von uns kaum erfaßbaren — Qualität (und Länge) der Ehe zusammenhängen, in keinem Fall wurden „Suchreisen“ unternommen. Die Ungewißheit über sein Ende (wie und wo) wurde spontan nicht erwähnt, auch auf Befragen wurde wenig dazu gesagt.

Das Bild des Umgangs mit dem Verlust des Ehemannes bedarf der Ergänzung durch das Erleben der Kinder. Obwohl es sich außer dem folgenden Fall stets um andere Familien handelte, fällt die große Übereinstimmung auf, was die enge Mutter-Kind-Beziehung betrifft (jetziges Alter der befragten Kinder zwischen 35 und 57). Nicht weniger auffallend ist die Tatsache, daß die Kinder fast durchwegs das Fehlen des Vaters noch beschäftigt, daß sie die Wahrscheinlichkeit seiner Heimkehr nur mühsam rational bejahen können, er in Traum und Phantasie immer noch lebendig ist. Das eigene Kind erhält seinen Namen, es scheint ihm

auch äußerlich besonders ähnlich, von ihm als Großvater wird oft erzählt. Ist die Mutter gestorben, lässt man auf ihren Grabstein schreiben: „Zum Andenken an meinen Vater“. „Wenn wir ihn beerdigt hätten, wüßte man, wo er ist. Haben sie den Vater erschlagen oder erschossen? Diese Ungewißheit ist das Grausame. Ich erzähle oft meinem Sohn (wir sind ein Herz und eine Seele), wie schön es wäre, wenn mein Vater noch da wäre. Dann fange ich an zu spinnen“ (Ma.).

Fall 4 soll die Einstellung von Frau und Tochter wiedergeben. *Die Frau:* Der Vermißte war ein „sehr idealistischer“ SS-Mann, der ein eigenes Geschäft hatte. Ehe 1933. Als er eingezogen wurde, hat die Frau ihn dazu eher gedrängt, obwohl es vielleicht, wie sie meint, vermeidbar gewesen wäre. Sie betont auch, nicht seinetwegen, sondern eher wegen der Kinder nicht wieder geheiratet zu haben. „Vielleicht hört sich das sehr sachlich an, aber einfach war es nicht. Den Kindern gegenüber habe ich mich nie gehen lassen und versucht, keine Schwäche zu zeigen. Alle 4 sind sehr anhänglich, ein großes Glück für mich.“ Sie übernahm zunächst das Geschäft, gab dann alles auf und zog in ihre Heimatstadt. „Ich habe den Weg gesucht, wo die Kinder am wenigsten Schwierigkeiten hatten.“ *Die Tochter:* (verheiratet, Kinder, berufstätig): „Seine Ferien waren für uns ein großes Ereignis, ich wollte keinen Augenblick davon verpassen, Süßigkeiten, Umhertollen, mit ihm im Garten Spielen. Ich weiß nicht, wann ich erfuhr, daß er vermisst ist — merkwürdig. Ich habe immer gehofft, daß er wiederkam. Ich gucke noch öfter auf das Bild des Vaters, das die Mutter ‚in ihrer Ecke‘ stehen hat, und versuche, mir vorzustellen, wie er jetzt aussehen würde.“ Schöne Kindheit? „Auf jeden Fall eine durch und durch schöne Kindheit, 150% war sie beides (Vater und Mutter) für uns — so schön es gewesen wäre, einen Vater zu haben“ (At.).

So bestätigen die Angaben der Kinder die elementare Bedeutung der Mutter, die die Aufgaben des Vaters mit übernahm, sie an allem, auch an ihren Sorgen, teilnehmen ließ, keine neue Bindung einging. Im Unterschied zu den Ehefrauen kommt es bei den Kindern zu einer Idealisierung der Vaterfigur. Sein Fehlen in der Kindheit und der Drang, einen Vater zu „haben“, erinnern an das Verhalten und Erleben von unehelich oder als Adoptivkinder Aufwachsende, bei denen in der späten Adoleszenz Identitätsprobleme und das Suchen nach den biologischen Eltern fast die Regel ist [7, 12, 14].

Diskussion

Es geht hier im wesentlichen um die Frage, ob und in welcher Weise sich bei den Angehörigen, speziell den Frauen, von Vermißten Trauerarbeit vollzogen hat, ohne die nach psychoanalytischer Auffassung die Ablösung von dem Toten und die Ermöglichung neuer Lebenswerte nicht gelingen kann. Wie Freud [6] in „Trauer und Melancholie“ hervorhebt, wird das Ich erst wieder frei, wenn sich alle Libido aus ihren Bindungen an das geliebte und nun verlorene Objekt in einem sehr schmerzhaften Prozeß abgelöst hat.

Die Beziehung der Frauen der Vermißten zu ihren Kindern und deren bis heute fortdauernde Bedeutung läßt kaum einen Zweifel zu, daß auch unter den Bedingungen des Vermißtseins von den Angehörigen Trauerarbeit geleistet wurde. In unserer psychiatrischen Tätigkeit (ab 1954) sind mir Angehörige von Vermißten nicht begegnet, die uns deswegen aufsuchten. Das wurde mir auch von mehreren Kollegen bestätigt, die schon ab Kriegsende als Psychiater arbeiteten. Wenn man heute noch mit über 2 Millionen Vermißten rechnet, deren Schicksal unaufgeklärt geblieben ist, wird man annehmen müssen, daß für diese besondere

Belastung des ungewissen Todes „coping“ Mechanismen zur Verfügung stehen, die in der Regel eine schwere seelische Dekompensation verhüten.

Zu einer akuten Trauerreaktion konnte es nicht kommen; denn eine (definitive) Todesnachricht blieb aus. Daß die Mitteilung vom Vermißtsein des Mannes für immer die letzte Nachricht über ihn sein würde, war damals höchstens zu ahnen. Es fehlt also für die akute Trauerreaktion das auslösende Signal, und es fehlten durch die äußere Notlage der Betroffenen die sozialen Vorbedingungen des Trauerns. Trauer um den Vermißten ließ sich in unserer Untersuchung dementsprechend für die Zeit nach der Mitteilung von seinem Vermißtsein nicht deutlich ausmachen.

Wie aber waren die *Ehefrauen* in ihrer Verlassenheit dennoch in der Lage, über die unmittelbare Sorge für die Kinder hinaus eine intensive und als außergewöhnlich positiv erlebte Bindung zu ihnen herzustellen? Dazu muß man bedenken, daß mit dem Kriegseinsatz des Mannes die Frau ihn täglich als bedroht erleben mußte. „Die Ehe war immer nur Warten auf Post, immer voll Angst.“ Man darf annehmen, daß diese Situation, die durch kurze, seltene Urlaube eher noch verschärft wurde, im Sinne der Trauer eines Sterbenden oder um einen Sterbenden durch „anticipatory grief“ [9] oder „forewarning of loss“ [2, 7] charakterisiert war. Gerber [8] trennt von der antizipatorischen Trauer noch das „anticipatory bereavement“, d. h. die Anpassung der Familie an die durch den Tod bevorstehende soziale Situation, was sicher auch für die Frauen der im Kriege Vermißten zu berücksichtigen ist. Die täglichen Todesnachrichten und der — jedenfalls im letzten Kriegsjahr — unbezweifelbare Ausgang des Krieges wurden als eine zunehmende Bedrohung erlebt, die auch mit dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ noch nicht zu Ende sein konnte. Die Kinder dagegen haben das Ausmaß der Gefahr für ihren Vater nicht in gleicher Weise wahrgenommen, wie unsere Beispiele zeigen. Von hier aus wird nun verständlich, warum die Ehefrauen keine Trauer im üblichen Sinne erkennen ließen und warum sich trotzdem eine Bindung an die Kinder einstellte, die ihre Bedeutung bis in deren Erwachsenenalter, ja bis in die Gegenwart behielt.

So wird auch einsehbar, warum uns in unserer Studie unabgeschlossene Trauer und Verdrängung der Endgültigkeit des Verlustes gerade bei den *Kindern* der Vermißten (und eben nicht bei ihren Müttern) deutlich entgegentritt und an die Identitätsproblematik von Adoptivkindern erinnert. Unsere Beobachtungen entsprechen ferner Erfahrungen aus psychoanalytischer Behandlung von Patienten, die als Kind einen Elternteil verloren haben. Dabei zeigte sich Verleugnung der Bedeutung des frühen Verlustes, unabgeschlossene Trauer und eine — „ego arrest“ genannte — Störung der Persönlichkeitentwicklung [1]. Zu letzterem können unsere (einmaligen) Gespräche keine Aussage machen, auch wenn die in einzelnen Fällen symbiotisch anmutende Mutter-Kind-Beziehung in diese Richtung weist. Schließlich stellt sich noch die Frage, ob bei der antizipatorischen Trauer das — sonst für das Trauern charakteristische — Element der Glorifizierung des Toten in der Regel vermißt wird, wie wir dies bei den Ehefrauen, aber nicht bei den Kindern gefunden haben.

Lindemann [9] berichtet in seiner grundlegenden Arbeit über Trauerreaktionen von einem Soldaten, der — aus dem Kriege zurückkehrend — sehr betroffen war, daß seine Frau ihn nicht mehr liebte. Lindemann sieht darin die

Auswirkung antizipatorischer Trauer, die als effektive Trauerarbeit eine scheinbar stabile Bindung gelöst hatte. Auch in Bowlbys [3] Studie über den „Process of mourning“ ist von der tragischen Situation jener Frauen die Rede, die glaubten, Witwen zu sein, und deren Männer schließlich zurückkehrten. Die psychologische Situation der Angehörigen von Vermißten wurde, soweit wir wissen, bis heute nicht untersucht; auch gibt es — in einer wohl nicht zufälligen Parallelle — keine zeitgeschichtliche Studie über die Gruppe der Vermißten, während nach dem 2. Weltkrieg über Gefangene, Verfolgte, Gefallene, Ostflüchtlinge usw. umfangreiche Untersuchungen vorliegen.

Unter allgemeineren Gesichtspunkten erlauben unsere Untersuchungen folgende Annahmen: Geht der Nachricht vom Vermißtsein eines Nahestehenden schon eine Zeit der ständigen Sorge um sein Leben voraus, so kann die ablösende, Weiterleben erst eigentlich ermöglichte Trauerarbeit teilweise schon im Rahmen des „forewarning of loss“ vollzogen werden. Es folgt mit der Nachricht vom Vermißtsein (vergleichbar der Mitteilung von einer unheilbaren Krankheit) der hier durch keine Todesgewißheit begrenzte Prozeß der antizipatorischen Trauer. Was dabei vorweggenommen wird, ist nicht der Tod, sondern der Trennungsschmerz [13]. Die unumgängliche totale Fürsorge für die Kinder entwickelt sich bei der Ehefrau aus einer kompensatorischen Ersatzfunktion zu einer, die bisherige Bindung an ihren Mann ablösenden, neuen Beziehung. Hier ist bemerkenswert, daß unter normalen Trauerbedingungen die Anwesenheit kleiner Kinder nach Parkes [11] eher als eine zusätzliche Belastung empfunden wird. Das Erleben der Eltern zeigt Ähnlichkeiten zu dem, was wir in den „abnormalen Trauerreaktionen“ beschrieben haben: Sorge und Trauer um den Vermißten drängt alle anderen Beziehungen zurück und wird zum beherrschenden Inhalt des weiteren Lebens. Angesichts der immer noch diskutierten Frage, ob antizipatorische Trauer die Trauerarbeit erleichtern oder verkürzen kann [5, 7a], kommt unseren Feststellungen trotz ihrer geringen Zahl doch eine gewisse Bedeutung zu. Die Funktion der antizipatorischen Trauer für den Ehepartner und die Bedeutung ihres Fehlens für die Kinder und die daraus resultierende intensive Mutter-Kind-Beziehung sind die Hauptelemente des Schicksals einer Familie, deren Vater verschollen geblieben ist.

Literatur

1. Altschul S (1974) Denial and ego arrest. In: NN (ed) *Fears related to death and suicide*. MSS Inf Corpor, New York
2. Binger CM (1969) Childhood leukemia. N Engl J Med 280:414–418
3. Bowlby J (1961) *Process of mourning*. Int J Psycho-Anal 42:317–340
4. Böhme KW (1970) *Gesucht wird ...* Süddeutscher Verlag, München
5. Eliot TH, D (1946) War bereavements and their recovery. Marriage and family living (Menasha (Wisc)) 8:1–8
6. Freud S (1969) *Trauer und Melancholie*. Ges Werke, Bd X, 5. Aufl. S Fischer, Frankfurt
7. Frisk M (1964) Identity problems and confused conceptions of the genetic ego in adopted children during adolescence. Acta Paedopsychiat 31:6–12
- 7a. Fulton R, Gottesman DJ (1980) Anticipatory grief: a psychosocial concept re-considered. Br J Psychiatry 137:45–54

8. Gerber I (1974) Anticipatory bereavement. In: Schoenberg B et al (eds) *Anticipatory grief*. Columbia Univ Press, New York London
9. Lindemann E (1944) Symptomatology and management of acute grief. Am J Psychiatry 101: 141-148
10. Meyer JE (1977) Über abnorme Trauerreaktionen. J Psychosomat Med Psychoanal 23: 303-309
11. Parkes CM (1972) Bereavement. Tavistock Publ, London
12. Sorosky AD, Baran A, Pannor R (1975) Identity conflicts in adoptees. Am J Orthopsychiat 45: 18-27
13. Sperling E (1980) Suizid und Familie. Gruppenpsychother Gruppendynamik 16: 24-34
14. Triseliotis J (1974) *In research of origins*. Routledge and Kegan Paul, London Boston

Eingegangen am 28. November 1980